



Wie Pellworm zu meiner Insel wurde

Wenn der Autor, seit vielen Jahren in der Schweiz zu Hause, überm Zürichsee die Möwen ihre Runden ziehen sieht, denkt er an die Möwen, die unter dem weiten Himmel der nordfriesischen Insel Pellworm ihre Runden ziehen. Einmal, vor vielen Jahren, hat er viele Wochen dort verbracht, um zu schreiben – und ist unverhofft und unversehens runderneuert worden.

von Andreas Nentwich (Text) und Rouven Penz (Fotos)





Mein letzter Tag war sonnig, fast schon warm und zeitweise windstill. Am Mittag bin ich noch einmal ein Stück über die Insel geradelt. Am Hafen hatte der Fischimbiss zum ersten Mal in der Frühjahrsaison geöffnet. Ich sass draussen, ein Krabbenbrötchen, ein Kaffee, eine Zigarette. Der Himmel war blau, Möwen schrien, Fahnenstangen klirrten.

Auf der Fähre

Als ich am nächsten Morgen an Deck der Fähre stand und auf Pellworm schaute, wie es sich langsam wegschob, getragen von den Rotorblättern seiner Windmaschinen, kam mir zum ersten Mal zu



Foto: Melanie Penz

Bewusstsein, was ich schon oft empfunden hatte, ohne es je als Gedanken zu fassen: dass Inseln die letzten Orte sind, von denen man nicht überstürzt aufbrechen kann, sondern im Herztempo Abschied nimmt. Die Überfahrt ist eine Zeitreise vom Nichtmehr ins Nochnicht, wunderbar geeignet zur inneren Sammlung. Man zieht die Summe, und sind es zumeist auch nur Halbgedanken, denen man nachhängt, so schweifen sie doch vom festen Port einer Grundsatzentscheidung aus: der, ob man wiederkommt oder nicht. Im ersten Fall setzt das Heimweh oft unmittelbar ein und verleitet zum Trotz gegen alles Bisherige: «Noch könntest du», spricht man sich zu,

und meint: mit der Fähre gleich wieder zurückfahren. Aber natürlich könnte man nicht. Es ist einfach ein Satz, um sich Trost zuzufächeln.

«Noch könntest du», sprach ich mir zu. Erst als die Rotorblätter, der Leuchtturm und der geborstene Campanile der Alten Kirche aus dem Blickfeld verschwunden waren, wusste ich: Eine Rückkehr würde mich von mir entfernen und meiner Insel nicht näherbringen. Ich musste sie anderswo finden.

Vorgewusst

Warum ich mich an einem Ort beheimatet fühle, ist mir nie bis ins letzte klar geworden. Vielleicht muss er Bil-

dern korrespondieren, die ich schon mitbringe – «Nur was uns ansieht, sehen wir», sagt der feine Schriftsteller Franz Hessel. Vielleicht bedarf es des richtigen biografischen Moments, gewiss meiner inneren Bereitschaft zur Mystifikation, zum «Schönlieben». Und viel hängt von der Art des Ankommens ab. Die meine auf Pellworm war dramatisch: Sturmflut, eine auf und ab krachende Fähre, dann der Tiefwasseranleger bei Nacht und Nebel, ein Damm zwischen nichts und nichts, der ins Nichts zu führen schien. Mir gefiel dieser ruppige Empfang, und es gefiel mir alles, was das erste Morgenlicht und die nächsten Tage ans Licht brachten: die grüne Weitläu-

figkeit, die grosszügige Siedlungsart, das Zausige der Bäumchen und Hecken, das Netz von Strässchen, die schönen alten Reetdachhöfe auf den Warften, Häuserzeilen, die Junkersmitteleich, Parlament oder Tilli hiessen, nicht zuletzt der Schilderbaum an der zentralen Inselkreuzung, die auftrumpft wie ein Knotenpunkt städtischer Magistralen.

Häuser und Himmel

Vieles erinnerte mich an Südeuropa, wo ich einmal ähnlich schnell zu Hause gewesen war. In Wahrheit erstreckte sich die Ähnlichkeit wohl weitgehend auf meine eigene Gestimmtheit, allenfalls noch auf Atmosphärisches, erzeugt durch Sichtachsen, Wegführungen und das Miss-Marple-Hafte mancher Häuser. Noch eine andere Assoziation hatte ich, geweckt durch die neueren, sachlichen, zumeist wohl in den 1960er-Jahren errichteten Bauernhöfe: Grün und rot, ganz in die Breite gezogen unter ihren ausladenden Satteldächern und magisch schön, wenn sie, vom Licht wie mit der Schere ausgeschnitten, vor schwarzblauer Gewitterwand standen, liessen sie mich an amerikanische Farmen denken und an die mit Verlassenheit aufgeladenen Welten Edward Hoppers.

Alles das schlich sich hinter die Netzhaut und weiter und muss sich irgendwo tiefer mit alten Sehnsuchtsbildern verschränkt haben. Binnen weniger Tage war ich dem unspektakulär Besonderen dieser Insel verfallen.

In der Mitte

Erwartungsgemäss habe ich mich keinen Moment lang gelangweilt. Es war für mich das reinste Glück, eine Luft zu atmen, die mir wie ein Genussmittel vorkam, dem Wind zuzuhören, der, wenn er Sturmstärke erreichte, pfeifend und brüllend um die Hausecken fegte, in den gar nicht seltenen Sonnenstunden auf dem Rad zu sitzen, unterwegs am Deich, zum Bäcker (meiner Kuchen sucht wegen), zur Neuen Kirche für ein paar Minuten auf dem Friedhof oder vor dem Schnitzaltar, auf dem auch mein Namenspatron eine Nische hat. Es tat mir gut, umgeben von dieser Natur zu arbeiten. Sie hat kleine Sorgen wieder klein gemacht und meinen Gedanken Raum und Spannung gegeben. Die Übersichtlichkeit der Topografie, die be-

grenzte Zahl von Menschen, denen ich wiederkehrend begegnete, die Allgegenwärtigkeit eines Naturgeschehens, das viele Kompliziertheiten plötzlich seltsam aussehen liess: Alles das führte dazu, dass ich meine Augen allem zuwandte, was mir begegnete. Wetter- und tidenbedingte Umstände ergeben die denkbar preiswerteste Schule der Gelassenheit mit sich und den eigenen Wünschen. Der Neugier nachgeben und bei sich ankommen war wie Ebbe und Flut, aus einer Mitte, die sich im rhythmischen Wechsel erst ergab.

Einmal unterhielt ich mich mit einem anderen Touristen über diese Dinge (auch wenn ich gelegentlich versucht war, mich für zuständig zu halten als die wechselnden Kurzturlauber, habe ich mich doch immer von der Illusion frei zu halten gewusst, etwas anderes als ein Fremder zu sein). Ich muss etwas gesagt haben in der Art, wie gelassen man im

insularen Kreisverkehr werde, woraufhin er, dem dies nicht genug war, mich streng verbesserte: «Das sagen Sie. Ich sage einfach: man wird *normal*.» Ich war im Augenblick überzeugt, dass er Recht hatte, im Nachhinein freilich wollte mir die zivilisationskritische Färbung seiner Aussage nicht mehr gefallen, denn was ist normal und was nicht mehr? Satellitenschüsseln, Supermärkte, Propellerflugzeuge? Sind Dome, Theaterstücke, Gedichte, Streichquartette, die kunstreichen gotischen Altäre in den beiden Pellwormer Kirchen normal? Sollte es keinen Depressiven auf der Insel geben, keinen Fernwehkranken, keinen Workaholic oder Pornosurfer? Sind unsere Ansprüche an pünktlich fahrende Züge, eine effiziente Bürokratie, Hightech in der Chirurgie, ist alles, was aus dem Gleichmass zieht, Tempo erfordert, schon abnorm? Im Nachhinein schien es mir allenfalls erlaubt, von einer «Mitte»



«Nur was
uns ansieht,
sehen wir»

Franz Hessel, Schriftsteller



zu reden, in die man einschwingt und von der man wieder ausschwingen kann. Gerade weil ich mit dem Dableiben sympathisierte, wollte ich mich misstrauisch halten gegen die Verklärung einer Lebensform, die, ganz abgesehen davon, dass sie ihre eigenen Härten hat, keinen vor dem bewahrt, was in ihm steckt.

Wilde Wetter

Im Gebirge oder vor Waldmassen, erst recht in unseren Städten und abwaschbaren Dörfern, wo der Blick auf Stein, Kunststoff und Asphalt geht, schlagen launische Wetter schnell aufs Gemüt. Anders, wenn, wie hier, der Himmel bis zum Boden reicht und das Auge sein ganzes Repertoire in einer Bewegung erfasst: Da mag von jetzt auf gleich ein Graupelschauer niedergehen, aus milchigem Weiss oder aus schwarzem Wolkengetümm, das plötzlich da ist, und einem, gejagt von drehenden Winden,

gegen die man ohnehin schon ankämpft, ins Gesicht peitschen. Nie ist man nah genug am Ausgangspunkt, um einfach schnell wieder umzukehren, selten in der Nähe eines Bushäuschens. Aber fast immer hängt irgendwo eine kleine weisse Sonne, spannt sich ein Regenbogen, reissen eine Viertelstunde in Fahrtrichtung die Himmel auf: Verheissungen, die klamme Hosen, beschlagene Brillen und quietschende Schuhe vergessen machen.

Selber Insel

Kurz nach meiner Rückkehr fand ich in einem Artikel einen Gedanken von Ernst Jünger umschrieben: «Man trägt nicht nur einen in sich, der sich freut, sondern auch einen, der sich über die Freude freut.» Es war dieser Satz, der mir noch einmal einen wiederkehrenden Moment in Erinnerung rief. Draussen die kahlen Büsche, das Gras im Sonnenlicht blitzend, auf dem Sofa der

Ferienwohnung Kater Max, der mich irrtümlich für einen Dichter hält und sich deswegen fest bei mir einquartiert hat. Ich sitze am Tisch, und plötzlich ist der Satz da: «Es geht dir gut». Zugleich sehe ich mich wie von aussen, als einen, der an diesem Tisch sitzt und zu seiner Überraschung innewird, dass es ihm gut geht. Die Zeit steht still, wie im Blitz erkenne ich mich in meiner Mitte. Gewiss: Das Treiben hatte mich wieder. Aber seit diesem wiederkehrenden Moment war ich auch der, der sich am Tisch hat sitzen sehen. Ich musste nur denken «Es geht dir gut» und der Rhythmus war da, das Unverlierbare, die Insel im Jetzt.

Pellworm ist eine umdeichte Marscheninsel von 37,44 Quadratkilometern Umfang mit rund 5600 Einwohnern, davon etwa 3500 Schafe und 1000 Kühe. Informationen unter www.pellworm.de.